

Predigt vom 03.01.2021: Lk 2, 41-52

Als Predigttext hören wir die Geschichte von einem pubertierenden Teenager und zwei leidgeprüften Eltern. Sie steht im Evangelium nach Lukas im zweiten Kapitel in den Versen 41 bis 52:

Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.

Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?

Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen gehorsam. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Herr, segne unser Reden und Hören durch deinen Heiligen Geist. Amen.

Liebe Gemeinde,

- Die heutige Predigt steht ganz unter Motto: Die Kunst, einen Kaktus zu umarmen. Eltern von pubertierenden Jugendlichen wissen, was ich damit meine. In meiner Vorstellung sitzen Maria und Josef gerade auf einem gemütlichen Sofa in einer Praxis für Therapie und Beratung in Nazareth. Zwischen dem Heiligen Abend am 24. Dezember und dem heutigen Tag sind etwa 12 Jahre vergangen. Das Kind, das wir am Heiligen Abend noch so ruhig und friedlich in einer Krippe liegend sehen konnten, ist herangewachsen. Und ich glaube alle Eltern können bestätigen, dass es in diesem Alter mit ruhig und friedlich ziemlich vorbei ist. Die Heilige Schrift berichtet über den jugendlichen Jesus nur diese eine Episode, die wir gerade im Predigttext gehört haben. Wer mehr über Kindheit und Jugendjahre Jesu wissen möchte, muss zu den apokryphen Kindheitsevangeli- en greifen. Besonders frommen Christen rate ich allerdings von dieser Lektüre ab, da die Geschichten, die dort zu lesen sind, nicht unbedingt ein positives

Bild von der Heiligen Familie zeichnen. Sie zeigen einen rotzfrechen, göttlichen Jesus und zwei heillos überforderte Eltern.

- Aber auch unsere heutige Geschichte aus dem Lukasevangelium ist seltsam genug und ein ausreichender Grund für Maria und Josef, sich professionelle Hilfe zu suchen. Die Story an sich ist einfach und schnell erzählt. Maria und Josef besuchten mit ihrem Sprössling das Passafest in Jerusalem. Da gehörte ein Besuch im Tempel natürlich zum Pflichtprogramm. Als das Fest vorbei war, machten sie sich wieder auf den Weg nach Hause. Nach Nazareth. Und damit könnte die Geschichte schon wieder aus sein. Ein kurzer Auszug aus dem Leben der Heiligen Familie. Eigentlich nicht der Erwähnung wert und sicher kein Grund, um darüber zu predigen. Aber genau hier fangen die Seltsamkeiten bereits an.
- Jesus ging verloren. Das wäre an sich noch nicht besonders aufregend und kann im Gedränge der Feierlichkeiten schon einmal passieren. Überraschend ist, dass dieser Umstand Maria und Josef erst einen ganzen Tag später auffiel. Wie im Film „Kevin allein zu Haus“, der gerade in den Weihnachtsfeiertagen auf allen Sendern ausgestrahlt wird, vermuteten die Eltern, dass Jesus schon bei irgendwelchen anderen Verwandten sein würde und waren schon eine ganze Tagesreise von Jerusalem entfernt, als sie merkten, dass sie eigentlich keine Ahnung hatten, wo er denn abgeblieben sein könnte. Nur dass er eben nicht alleine zu Hause war, sondern irgendwo. *„Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.“* Also bei aller Liebe zur Jungfrau und Gottesmutter Maria und ihrem Mann Josef, aber ich kann mir nur ganz schwer vorstellen, wie das geschehen konnte. Einen ganzen Tag lang soll ihnen nicht aufgefallen sein, dass ihr Sohnmann verschwunden ist? Ich wundere mich ja schon, wenn Eltern eines ihrer Kinder auf einer Autobahnraststätte vergessen und erst ein gutes Stück weiter feststellen, dass es auf dem Rücksitz so verdächtig ruhig ist. Und davon kann man in der Zeitung immer wieder lesen. Maria und Josef hatten nur das Glück, dass ihnen das in Israel passiert ist und nicht in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dort hätten sie schon längst das Pflegschaftsgericht auf dem Hals, das ihre Fähigkeit zur Kindererziehung ernsthaft in Frage gestellt hätte. Auch eine Kindsabnahme wäre wohl im Raum gestanden. Und wäre Jesus in einer Pflegefamilie oder im Erziehungsheim aufgewachsen, die Heilsgeschichte wäre wohl ganz anders verlaufen.
- Aber auch ohne solche Konsequenzen kann ich mir als verantwortungsbewusster Vater ganz gut vorstellen, wie Maria und Josef in Panik geraten sind. Sie kehrten um, um den verlorenen Sohn zu suchen. In der Hauptstadt. Ohne jeden Anhaltspunkt, wo er denn sein könnte. Ziemlich aussichtslos. Eine Horrorstellung. Drei Tage haben sie vergeblich gesucht. Und was in ihnen während

dieser Zeit vorgegangen ist, möchte ich mir nicht einmal vorstellen. Ich kriege ja schon Schnappatmung, wenn meine Kinder im Garten spielen und ich eines von ihnen für wenige Minuten aus den Augen verliere. Drei Tage! Denn endlich fanden sie ihn im Tempel.

- Und das ist auch schon die nächste Seltsamkeit. Sie fanden ihn ausgerechnet im Tempel. Sollte eines meiner Kinder im Alter von zwölf Jahren auf einem Ausflug nach Wien verloren gehen (was Gott verhüten möge), im Stephansdom würde ich es zuletzt suchen. Viel eher im Prater oder in den Parkanlagen. Aber freiwillig im Tempel? Ernsthaft? Anders als Jesus bin ich ein Pfarrerkind. Also schon sehr früh religiös sozialisiert und die Kirche war mir nicht fremd. Und trotzdem wäre ich im Alter von zwölf Jahren dort nicht freiwillig zum Gottesdienst gegangen, solange das lange Ausschlafen eine ernsthafte Alternative war. Wenn ich dann doch einmal im Gottesdienst gesessen bin, wurde ich von der Küsterin mit Zuckerln gefüttert und so ruhiggestellt. Und Jesus war im Tempel. Für mich zunächst schwer vorstellbar. Erschwerend kam noch dazu, dass der Tempel in dieser Zeit nicht nur ein Ort des Gottesdienstes und der religiösen Rituale war, sondern auch ein Ort des Lernens. Er bot die Möglichkeit, mit den Priestern, den Rabbinern und Schriftgelehrten zu sprechen und zu diskutieren. Viele Menschen hörten diesen Gesprächen auch einfach zu, um zu lernen. Und auch der jugendliche Jesus machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. *„Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten.“* Auszureißen, die Eltern in Sorge zurücklassen, eine große Suchaktion zu provozieren – und all das, um sich freiwillig an einen Ort des Betens und Lernens zu begeben, das ist an sich schon merkwürdig.
- Noch seltsamer ist allerdings die Antwort, die Jesus seinen entnervten und wahrscheinlich auch zornigen Eltern auf deren Frage, warum um alles in der Welt er ihnen das antun hatte können, gegeben hat: *„Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?“* Vor allem Josef wird sich gefragt haben: Wie jetzt? Was ist meins? Seit wann gehört mir der Tempel? Was meint der Bub bloß? Woher hätten wir wissen sollen, wo er steckt? Hätten wir auch nur eine blasse Ahnung davon gehabt, hätten wir nicht drei Tage lang panisch und vergeblich alles abgesucht. Aber vor Freude, dass die Familie nun wieder vereint war, werden sie wohl nicht weiter darüber nachgedacht haben. Jesus ging ohne weitere Diskussion mit ihnen nach Hause und war in der nächsten Zeit anscheinend ziemlich brav und den Eltern gehorsam. So wie es bei Kindern eigentlich sein sollte und doch so selten ist.
- Das Missverständnis zwischen Jesus und seinen Eltern hat einen ganz einfachen und nachvollziehbaren Grund. Es gab zwei unterschiedliche Auffassungen darüber, wer denn nun der Vater von Jesus war. Josef meinte natürlich ganz selbstverständlich sich selbst, während Jesus von Gott sprach. Einer meiner

Lieblingscartoons bringt es auf den Punkt. Jesus: Vater! Josef: Ja mein Sohn? Daraufhin Jesus: Ich meinte nicht dich, Schreiner, ich meinte meinen Vater! Tatsächlich ist das Thema der Vaterschaft seit Jesu Geburt ein unendlich schwieriges. Die nur bei dem Evangelisten Lukas überlieferte Geschichte von der jungfräulichen Geburt Jesu und der Glaube der Kirche, dass Jesus Sohn Gottes und zugleich Gott selbst sei, übersteigen unsere Vorstellungskraft bei weitem. Keiner hätte das deutlicher ausdrücken können, als ein Schüler von mir, der in einer Religionsstunde zum Thema der Dreifaltigkeit nach langem Nachdenken gemeint hat: Ja. Bedeutet das dann, dass Jesus, der ja Gott selbst ist, mit der Jungfrau Maria sich selbst gezeugt hat? Ihr könnt mir glauben, dass mein Gesichtsausdruck nach dieser Frage genauso verzweifelt war, wie der meines Schülers.

- Ich will euch jetzt aber nicht mit christologischen und trinitarischen Überlegungen belästigen. Darüber haben die Theologen aller Zeiten dicke Bücher geschrieben, die mit sehr gelehrten und klugen Argumenten das Thema beleuchten, ohne es überzeugend und nachvollziehbar zu erklären. Für mich ist das Entscheidende, dass Jesus sich selbst als Sohn Gottes erkannt hat. Und nach dieser Erkenntnis hat er auch so gelebt, dass er sich als wahrer Gottessohn erwiesen hat. Mögen die Theologen darüber streiten, was die Einzigartigkeit und Göttlichkeit Jesu ausmacht, ich bin zutiefst überzeugt davon, dass auch wir ganz oft so handeln könnten, wie er es tat. Wenn – ja wenn wir uns nur als Kinder Gottes sehen und verstehen würden. Ein Kind Gottes zu sein und sein Ebenbild, das verleiht uns eine Würde, die unsere biologische und evolutionsbedingte Menschlichkeit bei weitem übersteigt. Diese Würde ist aber auch eine Verpflichtung, danach zu leben. In der Nachfolge Jesu. In seiner Nächstenliebe. In seiner Menschlichkeit und Göttlichkeit. Ein Kind Gottes zu sein macht andere Menschen zu unseren Schwestern und Brüdern, die uns nicht gleichgültig sein können. Unsere Nachbarn ebenso wie kranke und frierende Kinder in den griechischen Flüchtlingslagern.
- Liebe Gemeinde, mein Appell an euch lautet: Wenn ihr das nächste Mal in den Spiegel schaut, dann denkt euch einfach mal „Wow, ein Kind Gottes“! Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, mein Appell an Sie lautet: „Solange Sie einer angeblich christlichen Volkspartei vorstehen, handeln Sie ab und zu als Kind Gottes, damit Sie noch guten Gewissens in den Spiegel schauen können!

Amen.